

Der Reinheitswahn in Wien und in der "New York Times"

Ist Twitter jetzt der mächtigste Redakteur der „New York Times“? Und wie sähe eine von allem Anstößigen gesäuberte Stadt aus?

Über Purismus.

Der wahnhafte Wille zur Reinheit sei die Grundlage für die verschiedensten Fundamentalismen der Geschichte, mögen sie noch so gegensätzlich scheinen, schrieb der Philosoph Bernard-Henri Lévy im Buch „Die gefährliche Reinheit“. Dieser Wahn besteht im Grunde im Glauben, selbst rein zu sein und andere rein machen - oder ausschließen - zu müssen.

Puristische Tendenzen haben jetzt Hochkonjunktur. Auch bei der „New York Times“. Dort hat gerade die 36-jährige konservative Kommentatorin Bari Weiss gekündigt und wirft in einem offenen Brief an den Herausgeber der Zeitung vor: „Twitter ist zu ihrem mächtigsten Redakteur geworden. Die Moral der Plattform ist zur Moral des Blattes geworden.“

Die Zeitung, so Weiss, kapituliere vor den sozialen Netzwerken. „Wahrheit sei „nicht mehr ein Prozess gemeinsamer Entdeckungen, sondern eine orthodoxe Haltung“. Die „New York Times“ habe sie geholt, um das Meinungsspektrum zu erweitern, schreibt Weiss; doch in der Redaktion sei sie gemobbt, von einigen als Nazi und Rassistin beschimpft und im internen Messengerdienst Slack gedemütigt worden.

Wo wir Purismus brauchen - und wo nicht

Ja, es gibt Fälle, wo wir Purismus brauchen. Zum Beispiel, wenn ein Polizist in Wien in Ausübung seines Dienstes einen Mann „Neger“ nennt. Und es gibt Fälle, wo mehr Purismus nicht mehr Menschenfreundlichkeit bringt, sondern weniger. Wenn irgendwo Menschen im ersten Proteststurm nach dem Tod von George Floyd symboltrunken ein Denkmal stürzen, ist das noch nicht gefährlich. Wenn immer mehr Menschen zu glauben beginnen, man müsse die Umgebung, ob menschlich oder räumlich, ob Diskurslandschaft oder Stadtlandschaft, so säubern, dass nichts mehr darin Anstoß erregt und alles ihre momentane Werteordnung spiegelt, ist das nicht nur dumm, sondern auch gefährlich.

In Wien wären dann am Ende konsequenterweise auch Hofburg und Stephansdom weg. Was gibt es auch Unreineres als eine Stadt? Da überlagern sich die Zeiten und hinterlassen in den Gebäuden, Straßen und Namen die Spuren ihrer Werte. Besser, man fügt neue hinzu und lässt Vergangenes im Zweifelsfall gelassen stehen, da kann man gleich draus lernen.

Erinnerung säubern ist nicht nur das Gegenteil, es erschwert auch den Blick dafür, wie sich „Reines“ und „Unreines“ - um in dieser Vorstellungswelt zu bleiben - auch in heutigen Bewegungen mischt. Und damit die Selbstkritik.

Weg mit Julius Tandler?

Natürlich gibt es keinen Grund, verruchte Menschen auf ihrem Sockel zu lassen. Aber wie viele sind das schon. Weg mit der Büste des Sozialdemokraten Julius Tandler im Wiener Uni-Hof, fordern jetzt manche: Ja, er war ein Befürworter der Eugenik. Er war aber auch noch vieles andere.